
Arbiter revidens

Im Rahmen dieser Rubrik werden ältere Arbeiten aus dem Bereich der germanistischen Literaturwissenschaft aus historischer Distanz einer kritischen Würdigung unterzogen, in der Absicht, auf diese Weise Beiträge zur Fachgeschichte zu leisten, mögliche Wirkungen abzuschätzen, die aber seinerzeit ausgeblieben sind, und dadurch im besten Fall den jeweiligen Forschungsdiskussionen neue Impulse zu geben.

Walter Müller-Seidel, *Das Pathetische und Erhabene in Schillers Jugenddramen*. Maschinenschriftliche Dissertation, Heidelberg 1949. 216 S.

Besprochen von **Peter-André Alt**: Freie Universität Berlin, Institut für Deutsche und Niederländische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, D-14195 Berlin,
E-Mail: altpa@zedat.fu-berlin.de

<https://doi.org/10.1515/arb-2018-0078>

Walter Müller-Seidels Dissertation ist ein Werk der frühen Nachkriegszeit. Sein Verfasser war bei Abschluss des Promotionsverfahrens im Februar 1949 30 Jahre alt. Das Studium der Germanistik – neben Geschichte und Anglistik – hatte er im Wintersemester 1937/38 in Leipzig aufgenommen, wo Hermann August Korff zu seinen Lehrern zählte. Im Frühjahr 1939, nach drei Semestern, wurde der 21jährige zum Arbeitsdienst abkommandiert, von dort aus nach Kriegsausbruch direkt in die Wehrmacht übernommen. „1939 mußte ich unterbrechen“, heißt es mit Blick auf das akademische Studium lapidar im knappen Lebenslauf des Dissertations-

anhangs. Aufgrund einer 1940 in Frankreich erlittenen Verwundung gewährte man Müller-Seidel zwischen Frühjahr 1941 und Sommer 1943 die Beurlaubung vom Militär und die Fortsetzung des Studiums in Leipzig.¹ 1944 erfolgte die erneute Versetzung nach Frankreich, Ende des Jahres dann die Verlegung zu einer Panzertruppenschule bei Brünn. Nach Kriegsende und der Entlassung aus sechsmonatiger amerikanischer Gefangenschaft Anfang November 1945 war Müller-Seidel zunächst im unterfränkischen Burgsinn als Lehrer tätig, ehe er 1946 zum Studienabschluss nach Heidelberg ging. In den neun Jahren, die seit seinem Abitur vergangen waren, hatte er lediglich sieben reguläre Semester studiert. Er wurde Hilfsassistent am Heidelberger Deutschen Seminar und legte 1947 das Staatsexamen ab; die Zulassungsarbeit galt Schillers Jugenddramen. Betreuer war Paul Böckmann, bei dem Müller-Seidel auch seine im Herbst 1948 vollendete Schiller-Dissertation schrieb. Böckmann erhielt 1949 in Heidelberg eine außerordentliche Professor, amtierte faktisch aber als Inhaber des dortigen Lehrstuhls, auf den man ihn offiziell erst 1953 berief. Er inspirierte durch seinen formgeschichtlichen Ansatz den intellektuellen Duktus der Dissertation, deren methodischer Grund schon in der ein Jahr älteren Staatsexamensarbeit gelegt war. Böckmann übernahm auch das Hauptgutachten, was Müller-Seidel selbst handschriftlich auf dem Heidelberger Bibliotheksexemplar vermerkte. „Ihm bin ich am tiefsten in allen methodischen Besinnungen verpflichtet“, so heißt es im Lebenslauf.

Die 216 Seiten umfassende Studie ist streng und mikrologisch gegliedert (weniger präzise verfährt der Verfasser beim Literaturverzeichnis, wo Orts- und Jahresangaben zuweilen fehlen). Teil A reflektiert die methodischen Präliminarien der Arbeit, Teil B skizziert in einer Art Rahmen die philosophischen Valeurs der schillerschen Pathosästhetik, Teil C gilt den Formen, Situationen und anthropologisch-psychologischen Aspekten des Pathetischen in den Jugenddramen, Teil D verfolgt knapper das Erhabene als Ausprägung einer Form in den finalen Szenen der Stücke, als Feier des Todes und der Idee der Freiheit. Teil E bietet ein Resümee zum Pathetischerhabenen am Beispiel von *Kabale und Liebe*, gefolgt von Teil F mit einer Einordnung der schillerschen Jugenddramaturgie in die literarhistorischen Koordinaten zwischen Barock, Pietismus und Klassik.

Begonnen wird mit einer Verortung der eigenen Untersuchung im Kontext einer Geistesgeschichte, die Literatur nicht nur als Spiegel von Ideen, sondern auch als Formereignis betrachtet. Klar distanziert sich Müller-Seidel von Korffs geistesgeschichtlichem Ansatz einer Klassikdeutung, die stark phänotypisch ar-

¹ Walter Müller-Seidel, „Freiräume im nationalsozialistischen Staat. Erinnerungen an Leipzig und seine Universität“. In: *Atta Troll tanzt noch. Selbstbesichtigungen der literaturwissenschaftlichen Germanistik im 20. Jahrhundert*. Hg. von Petra Boden und Holger Dainat. Berlin 1997, S. 155–174.

beitete; dagegen setzt er den Anspruch, philologische mit historischen Verfahren zu verbinden (S. 3). Dabei geht es Müller-Seidel auch um die Identifizierung eines ‚objektiv‘ geschichtlichen Gehalts in einer der Analyse zugänglichen literarischen Form. Der Maßstab für die Evidenz der Untersuchung bleibt ein hermeneutischer, aber die Zielrichtung ist im übergreifenden Sinne formgeschichtlich, wie es der Methode Böckmanns entspricht. Die Leitkategorie des Pathetischerhabenen, an der sich in der Schiller-Wirkung die Geister scheiden, wie Müller-Seidel vermerkt, dient dazu, die Immanenz der Texte aufzusprengen, ohne dass sie dabei einer ahistorischen Fragestellung ausgeliefert wird (S. 8). Auch wenn die Diktion der methodischen Einleitung sich zuweilen im zeittypisch Vagen verliert, bleibt doch ein harter und klar zu isolierender Kern sichtbar: Müller-Seidel reflektiert die Erkenntnisproblematik einer Literaturwissenschaft, die nicht „Hilfswissenschaft“ (S. 3) sein soll, und damit eine Frage, die ihn während seines späteren Gelehrtenlebens in den Konfigurationen der ‚literarischen Wertung‘ und der Rezeption noch vielfach beschäftigen sollte.

Der zweite Hauptteil – die „Voruntersuchung“ – gilt der philosophischen Grundierung von Schillers Kategorien des Pathetischerhabenen. Hier entsteht eine gewisse Ungleichzeitigkeit, handelt es sich doch um Bestimmungen der klassischen Periode ab 1790, die auf die Jugenddramen kaum rückübersetzbar sind. Allerdings sieht Müller-Seidel eine starke Kontinuität zwischen früher und klassischer Phase bei Schiller, die er schon im Einleitungskapitel betont (S. 6 u. ö.). Diese Kontinuität ist eine der inneren Form, jenseits von Fragen der Sprachgestaltung, des Metrischen oder der dramatischen Aktstruktur. Müller-Seidel legitimiert damit seinen eigenen Ansatz einer formästhetischen und zugleich formhistorischen Analyse des Pathetischerhabenen bei Schiller, der sich dezidiert abgrenzt von normativ-typologischen Bestimmungen der Tragödie, wie sie Gerhard Fricke und Walther Rehm in den frühen 1940er Jahren vorlegten.² Kritisch kommentiert Müller-Seidel vor allem die nach 1933 publizierten Klassikstudien Fricke, die in Einstellung und Terminologie der NS-Ideologie verpflichtet sind. Fricke 1934 veröffentlichten Aufsatz über Schiller und Kleist hatte er schon kurz nach seinem Erscheinen als Gymnasiast auf Vermittlung seines Deutschlehrers in Pirna kennengelernt.³ Dem „ebenso peinlichen wie gedankenlosen Schillerbild“ Fricke (S. 15), der den Dramen ein mangelndes Gespür für „Blut, Gemeinschaft

² Gerhard Fricke, „Die Problematik des Tragischen im Drama Schillers“. In: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* 1930, S. 3–69; Walther Rehm, „Schiller und das Barockdrama“. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 19 (1941), S. 311–353.

³ Klaus Kanzog, „In memoriam. Walter Müller-Seidel (1. Juli 1918–27. November 2010)“. In: *Kleist-Jahrbuch* 2011, S. 157–163, hier S. 160.

und Boden unseres Volkes“⁴ attestiert, hält er nun entgegen, es orientiere sich irrigerweise an der ‚politisch-konkreten Wirklichkeit‘. Der konkrete NS-Hintergrund Fricke wird zwar nicht explizit hervorgehoben, die massiv ideologische Anlage seiner Schiller-Arbeit jedoch klar und in für die unmittelbare Nachkriegszeit ungewöhnlicher Deutlichkeit zurückgewiesen.

Vorsichtiger, aber nicht weniger konzis fällt die Kritik an der psychologischen Schiller-Interpretation Max Kommerells aus.⁵ Ihr wohne letzthin die Perspektive Nietzsches inne, was dazu führe, dass die erhabene Haltung der schillerschen Helden ihres philosophischen Substrats entkleidet werde; ähnlich verfare schon Gundolf in seinem großen Shakespeare-Buch.⁶ In seinem zweiten Hauptkapitel zeigt Müller-Seidel, dass er dem eine kombinierte Methode entgegengesetzten möchte, die von einer soliden philosophischen Grundierung der schillerschen Antinomien ausgeht, um diese am Ende in konkreten Formuntersuchungen dingfest zu machen. Schon die medizinischen Schriften und die darin versteckte Anthropologie verraten einen Hang zum Denken in Dualismen, die das Reflexionspaar des Pathetischen und Erhabenen ahnen lässt. Letzthin geht es Müller-Seidel um Schillers Philosophie der Form, die in den Formen seines Philosophierens sichtbar hervortritt. Der Blick richtet sich schon hier auf die klassische Periode und Schillers Kant-Rezeption, deren Bedeutung für die Definition des Menschen als geistig-sinnliches Doppelwesen Müller-Seidel entschieden reklamiert (S. 34).

Die Balance zwischen Leid und Befreiung, die der Formel vom Pathetischer Erhabenen zugrunde liegt, ist für Müller-Seidel ein in die Kunst transponierter Kantianismus. Er führt zu einer „Theodizee des Ästhetischen“, wie es mit einer Formulierung Eduard Sprangers heißt.⁷ Im Mittelpunkt steht dabei das Programm der Versöhnung, das den kantischen Dualismus zwischen Leib und Seele in der Idee der Kunst aufzuheben sucht. Müller-Seidel erschließt hier die Kernbotschaft des klassischen Schiller, derzufolge die ästhetische Erfahrung jene Freiheit stiftet, die in der politischen Welt nur partikular zu haben sei. Er greift in diesem Kontext auf das gesamte Spektrum der theoretischen Abhandlungen von den *Kallias*-Briefen bis zu *Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen* zurück (S. 38–41). Mit

4 Gerhard Fricke, „Schiller und Kleist als politische Dichter“. In: *Zeitschrift für Deutschkunde* 48 (1934), S. 222–238, hier S. 222.

5 Max Kommerell, „Schiller als Psychologe“. In: ders., *Geist und Buchstabe der Dichtung. Goethe, Schiller, Kleist, Hölderlin*. Frankfurt/M. 1962 (5. Aufl., zuerst 1940), S. 175–242.

6 Vgl. Friedrich Gundolf, *Shakespeare und der deutsche Geist*. Berlin 1927 (8. Aufl., zuerst 1911), S. 287 (Lob des Rhetors, Kritik des Dramatikers).

7 Eduard Spranger, *Schillers Geistesart, gespiegelt in seinen philosophischen Schriften*. Berlin 1941, S. 69.

Spranger wird die Idee der ‚dritten Welt‘ zwischen Sinnlichkeit und Vernunft exponiert, in der das Vermögen der Kunst, eine Vermittlung der Extreme zu leisten, systematisch angelegt ist (S. 41). Erst nach der Klärung der Grundkategorien wendet sich Müller-Seidel der Tragödientheorie und Schillers Konzept des Pathetischerhabenen zu (S. 44–52). Das ist ein sehr ungewöhnliches und durchaus angreifbares Verfahren, geht doch der Weg werkhistorisch zurück von den klassischen theoretischen Schriften der mittleren zu denen der frühen 1790er Jahre und von dort wiederum zum Frühwerk, das schließlich im Zentrum der Hauptuntersuchung stehen wird. Gerechtfertigt sieht sich Müller-Seidel durch die Annahme einer einheitlichen Reflexionskultur bei Schiller, die stets von Dualismen getragen ist und immer auf das Moment der Vermittlung der Extreme zielt. Nun kann man tatsächlich bereits die Anthropologie der medizinischen Schriften als System deuten, das die Doppelnatur des Menschen über die Konstruktion einer ‚Mittelkraft‘ als Transmissionsinstanz zu entspannen sucht und damit die Denkfiguren der klassischen Ästhetik vorwegnimmt. Müller-Seidel verzichtet allerdings auf eine methodische Explikation dieser Art und begnügt sich damit, die Einheit in Schillers Denken unter Hinweis auf konstante Reflexionstechniken und -figuren zu unterstreichen.

Das Pathetischerhabene ist für Müller-Seidel eine Doppelformel, deren zwei Bestandteile untrennbar miteinander verbunden bleiben. Als gesteigerte Darstellung des Leidens bedürfe das Pathos des Erhabenen und der Option auf geistige Freiheit auch unter den Bedingungen der Heteronomie, andernfalls sei es „leer und hohl“ (S. 44). Das Erhabene wiederum bleibe abstrakt, wenn ihm die konkrete Erfahrung des Leidens fehle, die ihm seine besondere Würde zueigne. Zwar bewegt sich Müller-Seidel hier vorwiegend im Kontext der drei kantianisch geschulten Abhandlungen der frühen 1790er Jahre, die Schiller Pathos und Erhabenem gewidmet hat, doch betont er ganz im Sinne seines Kontinuitätsansatzes, dass schon in der Schaubühnenrede die spätere Idee des Dualismus und seiner Aufhebung in der ästhetischen Erfahrung angesprochen werde (S. 45).

Die Annahme, dass in Schillers Tragödienkonzept das Modell einer ‚ästhetischen Theodizee‘ stecke, möchte Müller-Seidel im dritten Hauptteil mit Hilfe der formhistorischen Methode Böckmanns auf ein festes Fundament stellen.⁸ Über eine Sprachanalyse sucht er dabei einen ersten textuellen Zugang zum Pathetischen. Der Blick richtet sich nicht allein auf die Dramen, sondern auch auf die frühe Lyrik, deren Prägung durch die Bibel, die Diktion Klopstocks und den Wortschatz des Pietismus betont wird. Epochenkategorien wie ‚Empfindsamkeit‘

⁸ Vgl. Paul Böckmann, „Die innere Form in Schillers Jugenddramen“. In: *Dichtung und Volkstum. Neue Folge des Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte* 35 (1934), S. 439–480.

oder ‚Sturm und Drang‘ betrachtet Müller-Seidel dabei als Hilfskonstruktionen, die literarische Phänomene nicht erklären, sondern bestenfalls einordnen. Nicht Schillers Beeinflussung durch den Zeitgeist des Sturm und Drang ist von Bedeutung, vielmehr die Art und Weise, wie er sich seiner Form- und Sprachstrukturen bedient (S. 55f.).

Sehr konzentriert arbeitet sich Müller-Seidel am Lexikon der schillerschen Jugendlyrik und -dramatik ab. Besondere Aufmerksamkeit beanspruchen die kosmologische Metaphorik, die eruptiven Naturbilder, die Tier-Embleme, aber auch Leitbegriffe wie ‚Körper‘, ‚Herz‘ und ‚Blut‘. Immer wieder rekurriert der Autor auf den philosophischen Hintergrund der medizinischen Dissertationen und das darin angelegte dualistische Weltbild, das sich in den frühen literarischen Texten metaphorisch manifestiert. Dieser Bezug zum theoretischen Fundament verhindert, dass die Formanalyse ins Positivistische abgeleitet und beliebige Reihungen produziert. Er ermöglicht einen systematischen Ansatz, der, methodisch kontrolliert, frei von den Redundanzen und Zirkelschlüssen der Germanistik jener Zeit bleibt. Insgesamt fällt am Kapitel zur pathetischen Sprachform auf, dass es im Gegensatz zu den methodisch-theoretischen Einleitungsteilen kaum mit Sekundärliteratur arbeitet. Das liegt auch daran, dass die geistesgeschichtlich dominierte Schiller-Forschung dieser Zeit der sprachlichen Mikroebene kaum Aufmerksamkeit widmete. Gerade die Herleitung der schillerschen Herzmetaphorik aus ihren Ursprüngen in früheren Texten der Aufklärung und des Sturm und Drang – bei Leisewitz, Klinger und dem jungen Goethe – ist äußerst originell und wegweisend, ohne dass Müller-Seidel sich hier auf nennenswerte Vorarbeiten stützen konnte. August Langens bahnbrechende Untersuchung zum *Wortschatz des deutschen Pietismus* erschien erst 1954, und Anregungen gab es bestenfalls durch Reißners Studie zur Sprache von Klingers Jugenddramen (1943) und Ungers Buch über den Topos des Herzens bei Novalis (1937).⁹

Es folgt ein sehr aufschlussreiches Unterkapitel zur pathetischen Form der schillerschen Bühnenanweisungen, das wichtige Aufschlüsse über die Rolle der Gebärdensprache vermittelt. Müller-Seidels knappe Eingangsdefinition ist klar und präzise:

Als Charakteristika der dramatischen Formensprache dienen Bühnenanweisungen zur Verlebendigung der Geschehensvorgänge, die durch die Dialogführung vermittelt werden. Aber schon in den einfachsten Formen körperlicher Bewegung wird eine Möglichkeit sichtbar, das im Wort Gemeinte dort zu unterstützen, wo das Wort allein nicht mehr genügt, innerseelisches Geschehen mitzuteilen. (S. 85)

⁹ Friedrich Reißner, „Studien zur Sprache des Sturms und Drangs. Eine stilistische Untersuchung der Klingerschen Jugenddramen“. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 20 (1934), S. 417–429; Rudolf Unger, *Das Wort Herz und seine Begriffssphäre bei Novalis*. Göttingen 1937.

Schiller nutzt, angeregt durch Klinger und Leisewitz, die Technik der Bühnenanweisung als Medium der pathetischen Darstellung. In der Gebärdensprache manifestiert sich die Gemütsverfassung der *dramatis personae* oft gegen den expliziten Redetext oder zumindest komplementär zu ihm. Müller-Seidel hat sechs Jahre nach seiner Dissertation in einem kanonisch gewordenen Aufsatz über „Das stumme Drama der Luise Millerin“ genau diesen Befund, der von einer Spannung zwischen innerer Disposition und sprachlichem Ausdruck ausgeht, noch detaillierter entwickelt.¹⁰

Gemäß der Grundanlage der Argumentation, die vom Detail der sprachlichen Darstellung zur Metaebene der Formarchitektur vorangeht, schließen sich Überlegungen zum Monolog als Medium des Pathos, zu pathetischen Situationen und pathetischer Dramaturgie an. Es handelt sich bei sämtlichen dieser Bereiche um genuin theatralische Mittel, und Müller-Seidel lässt keinen Zweifel daran, dass er sie exakt so auffasst. Das Pathetische steht im Bann der Bühne, denn nur hier kommt es zu seiner vollen Entladung und Wirkung. Monologe bilden in den *Räubern* ein geradezu exzessiv genutztes Mittel, das Innere der beiden Antagonisten transparent zu machen. Auch im *Fiesko* und in *Kabale und Liebe* taucht diese Technik wieder auf, allerdings ökonomischer eingesetzt und noch effektiver in die dramaturgische Grundkonstruktion mit ihren Übergängen zwischen Einzel- und Gruppenszenen integriert (S. 95–100).

Sehr wichtige und für die Zeit neue Einsichten erbringt auch das Unterkapitel zu den „pathetischen Situationen“ (S. 101–108). Müller-Seidel betrachtet die Situation primär unter dramaturgisch-deiktischem Blickwinkel; es sei Schiller nicht um psychologische Evidenz, sondern um wirkungsvolle Demonstration gegangen (S. 102). Sein bevorzugtes Mittel ist dabei die Intrige, die ihrerseits das Pathos anheizen, Konflikte zuspitzen und auf ihre schlimmstmögliche Wirkung zutreiben kann. Situationen wie die Schwurszenen in den *Räubern* oder Fieskos Rede vor den Genuesern arbeiten mit unerhörter szenischer Dynamik und suchen ein Höchstmaß an Pathoserregung zu mobilisieren. Ausführlich kommt die Schlussequenz aus *Kabale und Liebe* zur Sprache, die im ‚stummen Drama‘ Luises und über das Stilmittel der Ironie, wie es Ferdinand einsetzt, ein Maximum an pathetischem Effekt erzielt. Dezidiert kritisch urteilt Müller-Seidel hier über die in der Forschung verbreitete Neigung zum Psychologisieren (so Korff und Ernst Müller), der die Verwechslung von Literatur und Leben zugrundeliege.¹¹ Dass es

10 Walter Müller-Seidel, „Das stumme Drama der Luise Millerin“. In: *Goethe-Jahrbuch* N.F. 17 (1955), S. 91–103.

11 Hermann August Korff, *Der Geist der Goethezeit*. Leipzig 1923, S. 231; Ernst Müller, *Der junge Schiller*. Tübingen 1947, S. 154.

wieder die Vertreter der Geistesgeschichte sind, die hier für ihr mangelndes ästhetisches Sensorium getadelt werden, kann nicht überraschen.

Während das Kapitel zum Pathos gerade in seinen Partien über die tragische Ironie in *Kabale und Liebe* Längen aufweist, fallen die Überlegungen zum Erhabenen im vierten Hauptteil knapper aus. Sie beschränken sich auf die Analyse der finalen Konstellationen in den Dramen und die Rolle des Todes für die Tragödie. In ihr sieht Müller-Seidel die Erhöhung des Leidens im Erhabenen, der bei Schiller immer auch ein Moment des Gewalthaften innewohnt (S. 170f.). Nicht frei von methodischen Zwängen ist hier die Verwendung der Kategorien aus Schillers klassischer Periode, die diverse Ambivalenzen des Frühwerks unterdrückt. Dass Schiller in den *Räubern* und im *Fiesko* mit dem Genre des Schauspiels und demzufolge mit keiner konsequent tragischen Grundkonzeption arbeitet, geht völlig unter. Dass wiederum *Kabale und Liebe* ein bürgerliches Trauerspiel mit entsprechenden Vorbildern im sozialen Drama der Aufklärung ist, kommt zu kurz. Weil alles unter das Prärogativ der Formel vom Pathetischerhabenen gestellt wird, bleiben Nuancierungen auf der Strecke.

Der fünfte Hauptteil sucht abschließend das Konzept des Tragischen in Schillers *Kabale und Liebe* gegenüber zwei kritisch gesehenen Versuchen der jüngeren Forschung deutlicher zu profilieren. Es handelt sich dabei um Erich Auerbachs *Kabale*-Interpretation in dessen 1946 publizierter, während der türkischen Exiljahre verfasster *Mimesis*-Studie, und um Gerhard Fricke's Aufsatz zur „Problematik des Tragischen im Drama Schillers“, der 1930 erstmals erschien.¹² Auerbach wird zwar bescheinigt, er habe ein „lesenswertes Buch“ geschrieben, doch spreche er an Schillers Drama „ständig“ vorbei (S. 182). Weil er von einem normativen Realismusbegriff ausgehe, verfehle er die Intention des Autors, der mit seinem bürgerlichen Trauerspiel eine Versuchsanordnung zur Provokation pathetischer Wirkung arrangiert habe. Auerbachs Kritik an der mangelnden Plausibilität der Intrige und der daraus abgeleitete Vorwurf, das bürgerliche Drama erstarre in einem kolportagehaft aufgedonnerten Realismus, weist Müller-Seidel energisch zurück (S. 183). Gerade das Pathetischerhabene biete hier die zentrale Kategorie für einen erweiterten Wirklichkeitsbegriff, der sich auf eine Verbindung von Idealem und Pragmatischem, von Milieudarstellung und Überhöhung stütze. Ähnlich kritisch fällt erneut die Auseinandersetzung mit Fricke aus. Dessen Deutung von *Kabale und Liebe* betone allzu sehr den typologischen Unterschied zwischen sozialer Wirklichkeit und Idee, zwischen dem Guten des Enthusiasmus

¹² Erich Auerbach, *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*. Bern 1946, S. 382ff.; Gerhard Fricke, „Die Problematik des Tragischen im Drama Schillers“ (Anm. 2), Wiederabdruck: ders., *Vollendung und Aufbruch. Reden und Aufsätze zu deutschen Dichtung*. Berlin 1943, S. 444–470.

und dem Bösen der höfischen Intrige, zwischen Hass und Liebe, Altruismus und Egoismus. Dagegen betont Müller-Seidel, dass die Struktur des Pathetischerhabenen einfache Dualismen ausschließe und immer auch die kritische Reflexion des Idealismus ermögliche. Gerade das Abweichen von der reinen Idee präge das Handeln des Menschen, so heißt es in deutlicher Anlehnung an den (sonst kritisch bewerteten) Kommerell, weshalb eine allzu einfache Differenzierung zwischen Gutem und Bösem unangemessen bleibe (S. 190f.).

Der sechste und letzte Hauptteil folgt am stärksten der böckmannschen Konzeption einer Formgeschichte, wenn er Schillers Pathetischerhabenes in den Strukturen barocker Dramen, in der Poetik der Aufklärung und dem Klassizismus zu spiegeln sucht. Er macht gleichsam die literarhistorische Probe auf das Exempel der Einzelanalysen, indem er sich nochmals entschieden gegen die typologischen Vereinfachungen der Geistesgeschichte wendet. Der Argumentationsgang wirkt insgesamt recht eklektisch, in den Urteilen pauschal und wie ein an Böckmann geschulter Gegenentwurf zu Korffs *Geist der Goethezeit*. Seine wichtigste These artikuliert der Schlussteil in der Annahme, dass das Pathetischerhabene als Grund der schillerschen Tragödienkonzeption die Idee einer Form zur Geltung bringe, die weder reiner Geist noch pure poetische Struktur, sondern die Vermittlung beider sei (S. 207).

In einem offenbar nachträglich verfassten „Anhang“ setzt sich Müller-Seidel mit Benno von Wieses 1948 publizierter Studie *Die deutsche Tragödie von Lessing bis Hebbel* auseinander, die erst nach Abschluss seiner eigenen Arbeit erschien und bald zum Standardwerk der Germanistik avancieren sollte. Dieser unpaginierte Appendix entstand erkennbar unter Zeitdruck, wovon zahlreiche Schreibfehler und handschriftliche Korrekturen im Manuskript zeugen. Seine Funktion liegt darin, die eigene Argumentation vom Verdacht des Unoriginellen zu befreien und die Unabhängigkeit der Gedankenführung zu betonen. Gleichzeitig geht es um eine Würdigung der Arbeit von Wieses, die, ähnlich wie Müller-Seidels Dissertation, von Sprangers Formel der ‚ästhetischen Theodizee‘ inspiriert ist. Von Wiese betrachtet sie als Grundmodell für die deutsche Tragödie des 18. Jahrhunderts seit Lessing, indem er auf die Funktion eines säkularisierten Glaubens und den Treibsatz religiöser Formen verweist, der das Drama der Zeit allenthalben bestimme. Müller-Seidel sieht sich durch von Wieses Ansatz darin bestärkt, auch die Jugenddramen Schillers in eine Linie mit dem Theodizee-Modell zu stellen.¹³ Weniger der Einfluss des Sturm und Drang als vielmehr die Tradition einer säkularisierten Aufklärungsreligion beherrsche deren Formstruktur. Dass die Spuren aufgeklärter Denkmuster auch über das in den Dramen manifeste Nachwirken der schillerschen Jugendphi-

13 Benno von Wiese, *Die deutsche Tragödie von Lessing bis Hebbel*. Hamburg 1948, S. 225ff.

losophie identifizierbar sind, hat die anthropologisch ausgerichtete Forschung seit den 1980er Jahren erwiesen. Müller-Seidel operiert in seiner Dissertation noch mit den Deutungselementen eines ideengeschichtlichen Aufklärungsbegriffs, aber er legt mit seinem Hinweis auf die Kontinuität zwischen der dualistischen Reflexionskultur der medizinischen Schriften und den Jugenddramen bereits das Fundament für jene durch Hans-Jürgen Schings und Wolfgang Riedel initiierte historisch-anthropologische Neuinterpretation, die er selbst vier Jahrzehnte später noch aktiv unterstützt und zustimmend zur Kenntnis genommen hat.¹⁴

Der Duktus der Arbeit ist mit wenigen Ausnahmen nachvollziehbar, erstaunlich urteilssicher und auf angenehme Weise unpräzise. Natürlich gibt es Konzessionen an die zeitgenössische Darstellungsweise, die das Ungenaue und Zirkuläre, die schwelgerische Variation, Tautologie und Redundanz liebt. Aber durchgreifend bleibt doch der Eindruck eines nüchternen Stils, wie ihn Müller-Seidel zeitlebens pflegte: eine Diktion, die auf Klarheit, nicht auf Wortgeklingel setzt. Im Detail beeindruckend erscheint die für eine germanistische Dissertation ungewöhnliche Sicherheit bei der Handhabung philosophischer Kategorien und die breite Erfassung des schillerschen Gesamtwerks. Vieles ist neu, so die Berücksichtigung der medizinischen Dissertationen oder der Blick auf die Regieanweisungen Schillers und die in ihnen verborgene implizite Körpersprache, deren Funktion Müller-Seidel zehn Jahre später in seiner Habilitationsschrift am Beispiel Kleists weiter untersucht hat.¹⁵ Auch methodologische Themen, die der Autor noch ausführlich traktieren sollte, tauchen bereits in der Dissertation auf, vor allem die Frage nach der Erkenntniskraft der Literaturwissenschaft und dem Problem des Werturteils.¹⁶ Die eigenständigsten Passagen der Arbeit, die sich von Böckmanns Mentorschaft entfernen, verraten ein genaues Gespür für die Aporien des Fachs: die schwierige Spannung zwischen Form und Geschichte, Objektivitätsanspruch des ästhetischen Urteils und Subjektivität seines Gegenstands, Analyse und Wertung. Den Gefahren des hermeneutischen Zirkels entrinnt die Darstellung nicht immer, aber die Art und Weise, wie sie ihnen reflexiv nachgeht, macht die Lektüre dieser 70 Jahre alten Debütschrift auch heute noch lohnend.

14 Hans-Jürgen Schings, „Philosophie der Liebe und Tragödie des Universalhasses. *Die Räuber* im Kontext von Schillers Jugendphilosophie I“. In: *Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins* 84/85 (1980–1981), S. 71–95; Wolfgang Riedel, *Die Anthropologie des jungen Schiller. Zur Ideengeschichte der medizinischen Schriften und der „Philosophischen Briefe“*. Würzburg 1985.

15 Walter Müller-Seidel, *Versehen und Erkennen. Eine Studie über Heinrich von Kleist*. Köln – Graz 1961.

16 Vgl. nur Walter Müller-Seidel, *Probleme der literarischen Wertung. Über die Wissenschaftlichkeit eines unwissenschaftlichen Themas*. Stuttgart 1965; ders., „Wertung und Wissenschaft im Umgang mit Literatur“. In: *Der Deutschunterricht* 21 (1969), H. 3, S. 5–40.

Dass sie unpubliziert blieb, wie es in den unmittelbaren Nachkriegsjahren üblich war, verhinderte bedauerlicherweise eine weitreichende Wirkung – in keiner der einschlägigen Arbeiten zu Schillers Dramen beziehungsweise seiner Theorie der Tragödie, die seit den 1950er Jahren publiziert wurden, findet man eine eingehendere Beschäftigung mit Müller-Seidels Positionen.

Der letzte Satz der Dissertation nennt Schillers Werk „lange nicht erschöpfend ausgedeutet“ (S. 216). Im Verlauf seines Lebens ist Müller-Seidel immer wieder auf dieses Werk zurückgekommen. Ein Jahr vor seinem Tod, im Herbst 2009, erschien bei C.H. Beck seine bedeutende Studie über *Schiller und die Politik*.¹⁷ Genau 60 Jahre trennen das Buch des 91jährigen von seiner Heidelberger Dissertation. Betrachtet man diese beiden Texte im Vergleich, dann beeindruckt die Kontinuität der Denkmotive, die klare analytische Kraft des Zugriffs und die Beharrlichkeit, mit der Müller-Seidel Dualismen und Leitmotiven, Situationen und Konfigurationen bei Schiller nachzuspüren sucht. Wo die Dissertation allerdings noch sehr allgemein vom Pathetischen spricht und dessen geschichtliches Substrat nicht genauer thematisiert, da bringt das späte Werk mit der Leitkategorie des Politischen einen Bezugspunkt ins Spiel, der von den *Räubern* bis zum *Demetrius* die Dramen komplett durchzieht. Dass die Erfahrung des Politischen für Müller-Seidel auch eine existentielle Dimension hatte, in die sich persönlich Erlebtes – mit Krieg, Nachkrieg, Reformuniversität, Studentenprotest und ökologischer Bewegung – mischte, erkennt man in jeder Zeile des letzten Buchs. Raimund Bezold, der zu früh verstorbene Lektor des Verlages C.H. Beck, musste seinem Autor das Schiller-Manuskript förmlich aus den Händen reißen, damit es 2009 erscheinen konnte. Mehr als ein Jahrzehnt hatte Müller-Seidel an diesem Buch gearbeitet, und es ging ihm dabei so wie Thomas Mann, der 1955 in seinem Essay zum 150. Todestag des Klassikers bekannte: „Es ist nicht leicht, zu enden, wenn man von Schillers spezifischer Größe einmal zu reden begonnen hat –“.¹⁸ Als Müller-Seidel 1956 den Band 23 der Nationalausgabe edierte, der die Jugendbriefe Schillers versammelt, benutzte er als Motto ein Zitat aus dem gerade ein Jahr alten Text Thomas Manns. Auch das zeigt Kontinuität und macht zugleich Koinzidenzen wie Parallelen begreifbar. Von der Heidelberger Dissertation bis zu seinem letzten Buch dauert das 60jährige Gespräch, das Müller-Seidel über Schiller führte. Es ist eindrucksvoll durch die Klarheit des Urteils und die Sachlichkeit, mit der es seinem Gegenstand begegnet. Diese Haltungen machen seine Inhalte substantiell, über den Tag hinaus.

¹⁷ Walter Müller Seidel, *Schiller und die Politik. Nicht das Große, nur das Menschliche geschehe*. München 2009.

¹⁸ Thomas Mann, „Versuch über Schiller“ (1955). In: *Meine Zeit. Essays 1945–1955*. Nach den Erstdrucken, textkritisch durchgesehen, kommentiert und hg. von Hermann Kurzke und Stephan Stachorski. Frankfurt/M. 1997, S. 290–371, hier S. 296.